

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 34

Mus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bernd hatte Baron Dersfeld gefallen. Das war ein weidgerechter Jäger nach seinem Sinn! Der sollte einen Auerhahn schießen und auf die Pirsch mit ihm gehen. Bernd war in Porzotten frei und glücklich. Hier wehte eine frischere Luft; hier ahnte niemand etwas von der Last, die er nun schon bald ein und ein halbes Jahr — Er gab sich so, wie er war, ohne jene Zurückhaltung, die er daheim beobachtete. Man kam ihm sehr freundlich entgegen. Die Baronin Dersfeld suchte es ihren Gästen behaglich zu machen, und der ältere Sohn fand großes Gefallen an dem Gast. Dersfeld fragte Bernd, ob er ihm nicht bei der Wahl eines Rates raten könne, auf dem Fritz als Volontär tätig sein sollte.

Willkür war jetzt tüchtiger Erhalter, geeignet, den jungen Leuten die Landwirt- zu beizubringen. So wurde denn abredet, daß der Sohn Dersfelds im Sommer nach Preußen sollte, wo Bernd sich dabei, den, stets tüchtigen, in der Nähe wohnen. — Der prächtige Auerhahn erlegte den mit dem Schuß. schrieb es Berlin Mutter seinen western

erwähnte auch, daß der junge Dersfeld demnächst nach Willkür zwecks Erlernung der Landwirtschaft käme. Frau von Stetten freute sich des frischen Tones im Brief ihres Kindes, wie sie Bernd heimlich nannte. Die Damen hatten mit der Besorgung der Ausstattung zu tun, obgleich das schöne Haus des Sanitätsrates vollkommen

möbliert war, so gab es doch allerlei zu besorgen: Wäsche und Kleider für Margarete. Und wie gern unterzog sich die Mutter dieser Aufgabe. Als sie nach vierzehn Tagen nach Isenruh zurückreiste, tat sie dies freudigen Herzens in Erwartung der kommenden Tage. Sie und ihre Lieben freuten sich auf den Sommer, der sie vereinen sollte, um das Hochzeitsfest Margaretens zu feiern.

Margarete war nach wie vor tätig im Bureau. Ihr Verlobter fand dies richtig, und sie meinte, die Zeit würde ihr sonst bis zum Abend, der ihn in ihre Arme führte, allzu lang werden.

Werners waren aufrichtig erfreut über die Verlobung des ihnen wertigen Mannes mit Fräulein von Stetten gewesen.

„Ich werde Sie sehr im Bureau vermissen,“ sagte Werner eines Tages, „eine so tüchtige Kraft läßt sich schwer ersetzen.“

Frau von Holtern erzählte der Freundin, daß bei Streblins ein kleines Mädchen geboren war, das bald nachher starb. Frau Meta war mit der Mutter ins Bad gereist, und ihr Mann lebte

fast nur noch im Kasino. — Hilde sah angegriffen aus während der letzten Wochen bis zum Examen. Sie sah oft bis tief in die Nacht hinein über ihre Hefte und Bücher geneigt. Tante Dörchen pflegte und verwöhnte sie, und Margarete tat desgleichen.

Heute hatte Margarete sich von ihrem Chef verabschiedet und auch dem Personal im Bureau Lebewohl gesagt. Nun warteten Dörchen und Margarete ungeduldig auf Hildes Heimkehr;

sollten sie doch erfahren, ob sie das Reisezeugnis erhalten hatte.

„Bestanden!“ jubelte das junge Mädchen und stürmte in das Zimmer, „seht mich an und habt Respekt vor mir!“

Sie umfaßte die Schwester und tanzte einen wilden Walzer mit ihr. Dazu sang sie nach einer bekannten Melodie immerzu die Worte: „Bestanden, gut bestanden!“



Österreichische Kavalleriereserven an der italienischen Grenze.

„Aber, Kindchen, du wirst noch alles um“, ermahnte Tante Dörtchen erschrocken.

„Tut nichts, Tanten, ich könnte heute etwas Tolles vor lauter Freude anrichten!“ rief Hilde ausgelassen.

„Wir wollen gleich der Mutter eine Drahtnachricht schicken“, sagte Margarete. „Wird die sich freuen und Bernd mit ihr!“

Wengern erfuhr die gute Kunde am Abend. Man verabredete, daß man am nächsten Dienstag nach Iphenruh abreisen wollte.

„Nun bist du bald meine Frau“, sagte Wengern glücklich.

Sie war es gleich ihm. Sie sah ihn mit jenem tiefen Blick an, der mehr als Worte verriet.

Das kleine Haus in Iphenruh öffnete weit die Tür für die vier Reisenden. Trina hatte es sich nicht nehmen lassen, ein grünes Gewinde über die Eingangstür zu hängen, und ein großes Schild mit dem Worte „Willkommen“ hatte Jochen auf ihre Bitte darunter befestigt.

Einen einzigen Gast lud man zur Hochzeit ein. Bernd wünschte, daß der junge Derfeld Trauzeuge sei; dieser begleitete ihn und das Brautpaar auch zum Standesamt.

Hilde lachte über die Länge des jungen Aurländers. Er war nichts weniger denn hübsch. Hellblond, das Gesicht voller Sommersprossen und keinen Schnurrbart. Der gehörte doch zuallererst zu einem Mann, wenigstens wie sie ihn sich dachte. Am besten gefielen ihr noch die Schmißse, die seine Wangen und Stirn zierten und seine blauen, freundlichen Augen, in denen es von Lebenslust blühte. — Desto mehr gefiel sie ihm. Die kleine zierliche Gestalt, die lichtbraunen Haare, die sich so reich um ihr hübsches Köpfchen kräuselten, die schelmischen Grübchen, die dunkelgrauen Augen, kurz das ganze Persönchen. Fritz von Derfeld schwärmte für Damen, die klein und zart waren. Seine erste Liebe, eine Cousine in Aurland, die älter war als er, entsprach diesem Ideal. Sie hatte geheiratet und nicht auf ihn gewartet; er grämte sich nicht darum.

„Ich suche, bis ich jemanden finde, der ihr gleicht“, dachte er philosophisch.

Die kleine Dorfkirche war Kopf an Kopf gefüllt, als das Brautpaar vor dem Altar stand. Noch nie war eine so wunderschöne Braut in das schlichte Gotteshaus getreten, und der Mann an ihrer Seite paßte zu ihr, der sah ebenso vornehm und stattlich aus wie sie. — So tuschelte man sich zu.

Pastor Hildebrandt hielt eine herrliche Rede über den Spruch: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.“

Hilde weinte fast die ganze Zeit. Sie war von den letzten anstrengenden Wochen nervös und es fiel ihr schwer, die Schwester herzugeben.

Bernd stand mit in sich gefehrtem Gesichtsausdruck da. Er sagte sich, daß er wohl nie solch ein Glück erleben werde, daß er nie ein geliebtes Weib zum Altar führen dürfe; mit dem ihm anhaftenden Brandmal war er von solch rein menschlicher Wonne ausgeschlossen.

Die Glocken des Kirchleins läuteten; Margarete und Wengern waren Mann und Weib. Sie schreitet an seinem Arm hinaus, er hebt sie in das kleine Coupé und folgt ihr.

In Iphenruh stand eine festlich gedeckte Tafel; Myrtensträuße und weiße Blüten hatte Hilde geschmackvoll auf das glänzende Linnen gestreut. — Eine Kochfrau waltete mit Trinas Hilfe ihres Amtes. Die alte, treue Dienerin stand neben Jochen da und gratulierte dem jungen Paar. Sie redete Margarete als Erste mit „Frau Baronin“ an.

Pastors waren auch eingeladen, und das kleine Mahl verlief in heiterer Stimmung. Hildebrandt hielt eine launige Tischrede, und Bernd erwiderte einige Worte. Er schien fröhlich mit den Fröhlichen zu sein. Was er dabei innerlich durchmachte, sollte niemand ahnen.

Nun ist das junge Paar fortgeflogen, begleitet von den Segenswünschen der Mutter, von Tante Dörtchens freundlichen Worten, von Hildes Tränen.

Hilde verkriecht sich in der Laube; sie schämt sich, so verweinte Augen zu haben.

„Gewiß sehe ich greulich aus“, denkt sie.

„Fräulein von Stetten, so weinen Sie doch nicht, Ihre Schwester ist doch glücklich.“

Fritz von Derfeld steht vor ihr.

„Lassen Sie mich in Ruhe“, entgegnet Hilde; es ist ihr unangenehm, daß er sie in dieser wenig vorteilhaften Verfassung sieht. Er bleibt trotz ihrer unfreundlichen Worte stehen.

„Was wollen Sie noch?“ fragt sie ungeduldig.

„Sie trösten“, entgegnet er.

„Das können Sie nicht!“ ruft sie, ärgerlich aufspringend.

Groß und breit steht er vor dem Eingang der Laube.

„Lassen Sie mich durch!“

„Nicht eher, bis Sie mir versprechen, nicht mehr zu weinen.“

Sie schiebt ihn zur Seite und ist seinen Blicken entschwindend. Fritz pfeift leise vor sich hin.

„Kleiner Tropf“, denkt er, „aber sie hat Schneid, und gefällt mir gerade.“

Ende Juni kündigte Brömmmler Bernd seine Ankunft in Iphenruh an. „Ich komme vorläufig ohne Frau und Tochter“, schrieb er, „sie sind in Berlin und haben Toilettenorgen, den aber in etwa einer Woche folgen.“

Bernd empfing den Onkel am Bahnhof. Der alte Herr in rosigter Laune und begrüßte den Neffen herzlich. Er sehr zufrieden mit der Einrichtung des Hauses, und als er andern Tage Einsicht in die Bewirtschaftung des Gutes genommen, sprach er sich sehr lobend darüber aus. Jetzt war die Ställe in guter Ordnung, die Felder versprochen reichen Ertrag und im Walde war eine geregelte Forstverwaltung an Stelle früheren Verwahrlosung getreten.

„Junge, du bist ein ganzer Kerl“, sagte Brömmmler, „ich einen Griff in den Glüdstopf getan, als ich dich herbeirief.“

Frau von Stetten freute sich, den Vetter wiederzusehen mit Hilde neckte er sich und fand sie allerliebste.

„Ich denke, Ise und du werdet euch gut miteinander einleben“, sagte Onkel Hugo. „Du mußt oft zu uns kommen.“

Auch Hilde freute sich auf die gleichaltrige Gefährtin. Margarete schrieb glückselige Briefe von der Hochzeit. Sie waren im bayerischen Hochgebirge und in München gewesen, nun sollte es nach Tirol und den oberitalienischen Seen gehen.

„Ende Juni lehren Reiner und ich nach Berlin zurück“, freute ich mich auf unser Heim!“

Eine Geschäftsreise nach Tilsit hielt Bernd zwei Tage fern. Er eilte zurück, die Heuernte war in vollem Gange.

Eines Tages stand er in hohen Stiefeln und seinem abgetragenen Joppenrock auf dem Felde und beaufsichtigte die Arbeit, da er hinter sich den Galopp eines Pferdes. Eine ihm bisher unbekannte junge Dame sprengte über einen Graben. Sie ritt auf einem Braunen, der sich bäumte und dem geübten Kennerauge Bernds Zutrauen einflößte. Sollte das die Tochter Brömmmlers sein?

„Ach, heben Sie doch meine Reitgerte auf“, sagte eine fehlende Stimme neben ihm, „ich habe sie fallen lassen.“

Die Reiterin zügelte das im Gebiß schäumende Pferd ungeduldig mit dem Fuß scharfte.

Der Ton der jungen Dame ärgerte Bernd. Er rief: „Knecht und ließ sich von diesem die Gerte bringen, dann beugte er sich tadellos vor der jungen Dame.“

„Hier!“ Er reichte ihr die Reitpeitsche hinauf.

Befremdet blickte sie ihn an.

Im nächsten Moment jagte sie davon.

Bernd zuckte die Achseln, dann vergaß er die kleine Begegnung.

Am nächsten Tage hatte er in Willsteden zu tun. Er hinüber und fand Brömmmler in seinem Schreibzimmer. dem sie das Nötige besprochen hatten, sagte der Onkel: „Komm mit, ich werde dich meinen Damen vorstellen.“

„Es ist nicht zu vermeiden“, dachte Bernd und folgte Brömmmler auf die Terrasse ging. Dort saßen Mutter und Tochter.

„Liebe Emma“, sagte Hugo, „hier unser Nefse Bernd Stetten.“

Bernd küßte die Hand der alten Dame.

„Und hier deine Cousine Ise.“

Das junge Mädchen erröte; sie erkannte den, der ihr auf dem Felde begegnet war.

Bernd verbeugte sich förmlich.

„Na, so gebt euch doch die Hand“, bestimmte Onkel.

Eine Sekunde berührte die weiche Mädchenhand die Hand Bernds. Reiner von beiden erwähnte ihre gestrige Begegnung.

Die Einladung, den Abend über bei Brömmmlers zu bleiben, lehnte Bernd ab, indem er dringende Arbeit vorschob, er mußte versprechen, bald wiederzukommen.

„Wie ernst, ja, ich möchte sagen, düster er aussieht“, bemerkte Frau von Brömmmler, „er macht auf mich den Eindruck, als er eine Sorge mit sich herum.“

Ihr Mann brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

Während Bernds Abwesenheit von Iphenruh war ein an Frau von Stetten angekommen; er war von ihrem Schwager Wilhelm aus Mecklenburg. Dieser schrieb, daß es seinem lichen Sohne Ernst besser gehe, nachdem er den Winter in Iphenruh zugebracht, daß die Ärzte aber noch eine Wiederholung der Kur wünschten, damit die schwachen Lungen sich noch mehr kräftigten. Baron Stetten fragte an, ob Bernd nicht erwünscht sei, nach Weiden, so hieß das Majorat, kommen wollte, um vertretungsweise die Wirtschaft zu übernehmen.

Bernds Augen leuchteten. Er liebte das jahrzehntelange Familiengehörnde Gut. War er doch oft mit den Eltern

...dort gewesen! Verehrte er doch sehr den Bruder seines Vaters! Aber nur kurze Zeit lag der frohe Ausdruck auf seinem Gesicht; es verdüsterte sich wieder, und er sagte:

„Ich kann nicht hin, Mutter; du weißt warum.“ —

„Wie gefällt dir Cousine Ilse?“ fragte Hildegard neugierig, wie am Abend auf der Veranda saßen. „Ist sie hübsch?“

„Dah ihr Damen das immer zuerst fragen müßt“, gab Bernd antwort. „Ich weiß es wirklich nicht; ich habe sie daraufhin kaum gesehen, aber Tante Emma muß man auf den ersten Blick gern annehmen“, schloß er aufstehend.

„Wohin gehst du?“ fragte seine Mutter. „Kannst du nicht gehen, es ist so schön heute abend hier draußen.“

„Ich habe noch zu arbeiten, gute Nacht“, entgegnete Bernd. Als er fort war, saßen Hilde und Frau von Stetten eine Weile leidend da; dann sagte letztere:

„Bernd hätte gern Onkel Wilhelms Vorschlag angenommen wäre nach Weiden gegangen.“

„Warum tut er es nicht?“ fragte Hilde mit der Gedankenlosigkeit ihrer achtzehn Jahre.

„Du weißt nicht warum, Kind? Hast du vergessen, was es armen Bruders Leben vernichtet hat? Warum er hier diesem westentlegenen Winkel weilt?“

„Ach, Mutter, wird denn die Wahrheit nie an den Tag kommen!“ rief Hilde, „wird Bernd nie frei und glücklich werden?! Ich schreie, daran zu denken!“

Frau von Stetten stand auf.

„Wir wollen zu dem beten, der allein helfen kann“, sagte lächelnd.

Mutter, Tante Dörchen und ich hätten dich gern in Berlin“, sagte Hilde, „es wird sehr einsam sein ohne Margarete.“

Davon kann keine Rede sein; ich muß bei Bernd bleiben“, sagte Frau von Stetten. „Er braucht mich mehr als ihr.“

Sie ging ins Haus. Hilde blieb träumend sitzen.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Kein Lüftchen regte sich, Duft des frischgemähten Heus zog herüber, und auf der braute der Nebel. Ein Nachtvogel rief in der Ferne; droben Millionen von hellen Sternen.

Ein Schritt nahte sich der Veranda. Hilde blickte auf. Eine Gestalt schwang sich über den niederen Statetenzaun.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein“, sagte Dersfelds heitere Stimme.

„Ach, Sie sind es“, fiel es gedehnt von Hildes Lippen, obgleich sie schon erkannt hatte.

„Wie Sie sehen, in Person.“

Er setzte sich neben das junge Mädchen.

„Ich werde gleich die Mutter rufen.“

„Ach nein, das hat noch Zeit“, entgegnete Dersfeld gemächlich.

„Sind Sie durstig? Mögen Sie eine Erfrischung? Ich ziehe.“

„Nein, Sie können nicht durch.“

Er streckte seine langen Beine vor der Verandatür aus, so daß unmöglich war, hinüberzukommen.

„Durstig bin ich wohl“, bemerkte er dabei.

Hilde lachte schnippisch.

„Deshalb kommen Sie wohl her“, neckte sie lachend.

„Nein, ich wollte Sie wiedersehen. Es ist eine Ewigkeit her, daß das Vergnügen hatte.“

„Sie waren vorgestern hier.“

„Nun ja, zugegeben, aber das sind achtundvierzig Stunden. Das nicht eine Ewigkeit, wenn —“

Sie unterbrach ihn rasch.

„Für mich nicht.“

„Ja, das glaube ich, aber für mich wohl.“

„Nun, Sie haben jetzt doch Zerstreuung genug in Willkürmen, Cousine Ilse dort ist“, bemerkte Hilde.

„Die zählt nicht mit. Erstens sehe ich sie selten, da ich beim walter im Nebengebäude wohne und dann: sie ist nicht mein. Sie wissen doch: Jeder nach seinem Geschmack.“

„Ja, da ist wahr; mein Geschmack ist sehr ausgeprägt.“

„Darf ich erfahren, nach welcher Seite er neigt?“

„Gewiß; ich schwärme für dunkle Haare und Augen. Und — Schnurrbart muß mein männliches Ideal besigen! Das ist Hauptbedingung, damit mir ein Mann gefällt!“

Dersfeld zupfte ärgerlich an den blonden Härchen auf seiner Wange. „Dann darf er nicht zu groß sein. Ich kann solche Gestalten nicht leiden.“

„Da, nun hast du es, nun wirst du hoffentlich gehen“, dachte Dersfeld zufrieden. Aber Dersfeld drückte sich nicht, er sagte nur lächelnd: „Ich laufe also keine Gefahr, als ihr Ideal in Betracht zu kommen?“

„Sie!“

Hilde brach in ein silbernes Lachen aus. Er stimmte mit ein.

„Nun, aufrichtig sind Sie, das muß man Ihnen lassen.“

„Ja, Aufrichtigkeit ist eine schätzenswerte Tugend“, lautete die salbungsvolle Antwort.

„Wissen Sie, was ich möchte?“ fragte Dersfeld plötzlich.

„Nein, ich bin leider keine Gedankenleserin.“

„Einmal mit Ihnen tanzen. Sie tanzen doch gern?“

„Leidenschaftlich“, versicherte Hilde. „Aber warum möchten Sie es?“

„Um Sie ganz in meiner Gewalt zu haben. Dann müßten Sie so tun, wie ich wollte, es gäbe da kein Sträuben.“

„Das klingt ganz gefährlich. Ich danke für die Ehre.“

„Sie würden doch gern mit mir tanzen, wenn Sie es erst einmal versucht hätten; ich soll nämlich ein ganz leidlicher Tänzer sein. Ob wir es nicht gleich tun? Einmal nur um den Rasenplatz? Was meinen Sie, gnädiges Fräulein?“

Dersfeld begann den Walzer aus der lustigen Witze zu pfeifen. Es zuckte Hilde in den Füßen. Nein, sie konnte nicht länger widerstehen! Sie stand schnell auf.

„Ich will, aber nur bedingungsweise“, sagte sie. „Wenn ich rufe: ‚Schluß‘, so geben Sie mich frei, Herr von Dersfeld.“

„Selbstverständlich. Verlassen Sie sich darauf.“

Er legte den Arm um ihre schlanke Taille, und sie tanzten herum und wieder herum, weiter in den Gängen des Gartens.

„Er hat recht“, dachte Hilde, „er tanzt ausgezeichnet.“

„Schluß!“ rief sie endlich.

Er gab sie sofort frei. Hochaufatmend reckte er seine lange Gestalt. Sie stand ebenfalls schneller atmend vor ihm. Ihr Haar hing etwas verwirrt um ihren Kopf und ihre munteren Augen schimmerten; sie erschien ihm so zu reizend.

„Nun, habe ich zuviel gesagt?“ fragte Dersfeld. „War ich ein harter Kerkermeister, so lange ich Sie gefangen hielt?“

Er neigte sich über Hilde und sah sie lachend an.

„Nein, es war recht schön“, antwortete sie gedehnt.

„Nur das?“ rief er enttäuscht.

„Ist das nicht genug? Sie dürfen nicht eitel werden, alle Männer sind es!“

„Und die Damen etwa nicht?“ fragte er.

„Lange nicht so wie das sogenannte starke Geschlecht.“

„Wollen Sie noch einmal tanzen? Sind Sie noch müde?“

„Nein“, lachte sie, „von dem bißchen?“

„Na, denn los!“

Diesmal kam der reizende Walzertraum an die Reihe. Dersfeld pfeifte ihn wunderhübsch.

„Dort draußen im düstigen Garten“, summt Hilde dazu. Es war dies der Text zu der einschmeichelnden Melodie.

Dersfeld hörte auf zu pfeifen. Bei der Schlußstrophe sekundierte seine tiefe Stimme der hellen Hildes:

„Einmal noch leben, eh es vorbei,
Einmal noch lieben im Monat Mai.“

„Schluß!“ rief Hilde und entzog sich den Armen, die sie nur ungern freigaben.

„Passen die letzten Worte auch für den Juni?“ fragte Dersfeld, als sie wieder auf der Veranda saßen.

„Nein, nur für den Mai“, entgegnete Hilde schnippisch.

„Aber der Mai kommt wieder.“

„Gott, welche geistreiche Bemerkung!“

„Und wenn er wiederkehrt —“

„Dann bin ich ehrfame Lehrerin an irgendeiner Schule.“

„Nein, das sollen Sie nicht.“

„Doch, das werde ich, Sie können es mir nicht verbieten.“

„Sie passen ja gar nicht dazu.“

„So? Nun wozu denn?“

„Zum Heiraten, einen Mann glücklich zu machen.“

„Ha! ha! ha! das habe ich mir nie gewünscht!“

„Also wollen Sie eine alte Jungfer werden?“

„Gern. So eine wie Tante Dörchen! Ist die nicht lieb?“

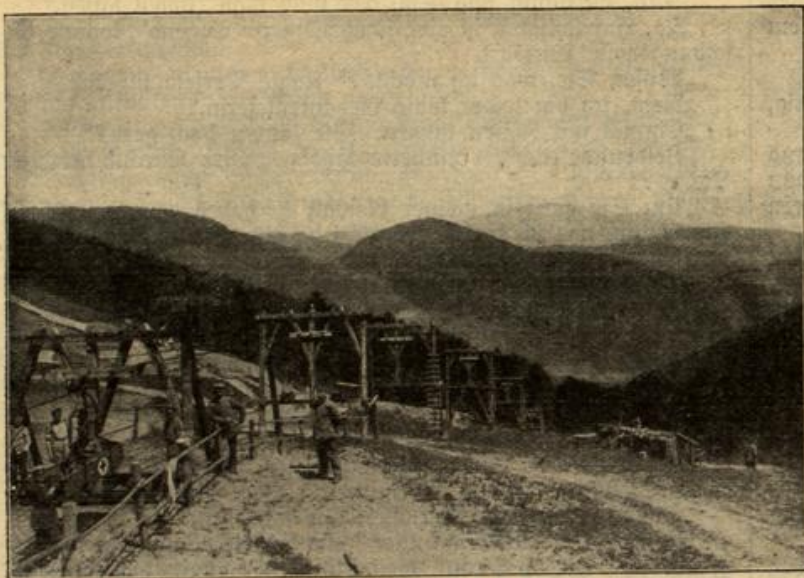
„Hm! kann wohl sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Mariechen.

Von Rosa Gerheuser. (Nachdruck verboten.)

Es war ein schwüler Sommerabend, drückend lag noch die Hitze über der Stadt, eine dumpfe Luft erfüllte die engen Straßen Alt-Stuttgarts, es war, als könne man heute keinen freien Atemzug holen. Die Menschen, die vor der Türe standen in der leisen Hoffnung, ein wenig frische Luft erhaschen zu können, seufzten pustend und wischten sich die erhitzten Gesichter; sie sahen nach dem Himmel, ob sich nicht dort vielleicht ein „Schäffchen“ zeigte, einen erfrischenden Regen verkündend, aber der Himmel war heute abend tief blau und die unzähligen kleinen Eintagsfliegen, die unaufhörlich in den letzten Sonnenstrahlen herumtanzten, prophezeiten, daß der morgige Tag noch heißer werden sollte. Doch



Drahtseilbahn zur Beförderung von Verwundeten aus den Höhenstellungen.

oben im vierten Stock eines der alten Giebelhäuser, die sich vorn überbeugen, als seien sie ihres Daseins etwas müde, prangten auf den Fensterbänken rote Geranien; auch bunte Kapuziner kletterten hinauf über die alte, verweterte Fensterbelleidung und spähten zu den niedrigen Fenstern hinein.

Ein blonder Mädchenkopf beugte sich über eine Näharbeit. Die Wangen der fleißigen Arbeiterin waren leicht gerötet von dem Eifer, mit welchem die Finger über den weißen Batist glitten.

„Mußt du denn immer noch nähen, armes Kind?“ sagte die Mutter, die eben eintrat und die Lampe anzündete, „verdirbst dir ja die Augen so im Dämmerlicht! Kannst denn noch nicht Feierabend machen?“

„Heute nimmer, Mutterle!“ antwortete fröhlich das junge Mädchen, „s ist ja meine Bluse, die noch fertig werden muß, diesmal meine Bluse für meine Sommerfrische!“ und sie lachte hell auf, legte die Arbeit einen Augenblick beiseite, erhob sich und gab dem Mütterlein einen Kuß auf beide Wangen. „O Mutterle! wie ich mich auf unsere ‚Sommerfrische‘ freue!“ jubelte sie dabei, „ich kann's nicht sagen! Morgen reisen meine letzten Kunden ab und ich habe dann jedenfalls für vierzehn Tage rein gar nichts zu tun! Ist das nicht herrlich, Mutterle!“

Tag für Tag, seitdem das Jahr begonnen hatte, war das Mariechen, die Hausnäherin, in den engen dumpfen Stuben geessen von früh morgens bis oft spät in die Nacht hinein, immer eifrig über ihre Arbeit gebückt, so daß sie sich selbst oft wunderte, daß ihr der Rücken dennoch so terzengrad geblieben war und ihr froher Sinn und heiteres Gemüt so sonnig und hell wie in den Tagen ihrer Kindheit. Mariechen wohnte schon seit sechs Jahren, seitdem der Vater gestorben war, mit der Mutter im Dachstode des alten Giebelhauses in dem engen Gäßlein Alt-Stuttgart. Es war eine unschöne Straße, ganz stiefmütterlich vom Sonnenschein beschienen, aber in den zwei Stübchen, welche die Witwe bewohnte, war es dennoch sonnig, wenn des jungen Mädchens klare Stimme sie mit ihrem Plaudern und Singen füllte, und das gütige Lächeln der Mutter war so lieb und wohlthuend wie Sonnenschein. Sauber und blank war alles in dem Raum; am Fenster sang ein Kanarienvogel um die Wette mit den Schwalben, die über den Dächern hoch oben in der Abendluft herumflogen. Es war Mariechen immer das höchste, wenn sie von der Arbeit heimkehrte, noch ein paar Abendstunden mit der Mutter zubringen zu können; aber in der letzten Zeit war sie sehr oft spät heimgekommen, gewöhnlich recht

müde und abgespant, denn ihre Kunden hatten alle schon viele neue Sachen nötig! In den letzten Jahren waren die Leute immer anspruchsvoller, und obwohl Mariechen Kunden nicht gerade zu den oberen Zehntausend zählten, waren es doch Leute, die sich möglichst zur Geltung bringen suchten. Mariechen mußte sich oft tüchtig anstrengen, um die Wünsche und Ansprüche ihrer Kundinnen und der Töchter zu befriedigen. Wie oft stand sie morgens, wenn sie zur Arbeit ging, noch fünf Minuten vor dem Fenster eines vornehmen Konfektionsgeschäfts und holte da und dort eine gute „Idee“ für die Toilette ihrer Kundinnen. Dieselben „verreisten“ nämlich jeden Sommer Stuttgart, und wenn's nur nach Calw war — und für die Sommerfrischen wurde jedes weibliche Mitglied der Familie neu ausgerüstet mit wenigstens einem neuen Kleid, außerdem mußten sämtliche älteren Kleider neu aufgearbeitet werden. So war es begreiflich, daß Mariechen in den letzten Wochen gar keine freie Zeit gehabt hatte.

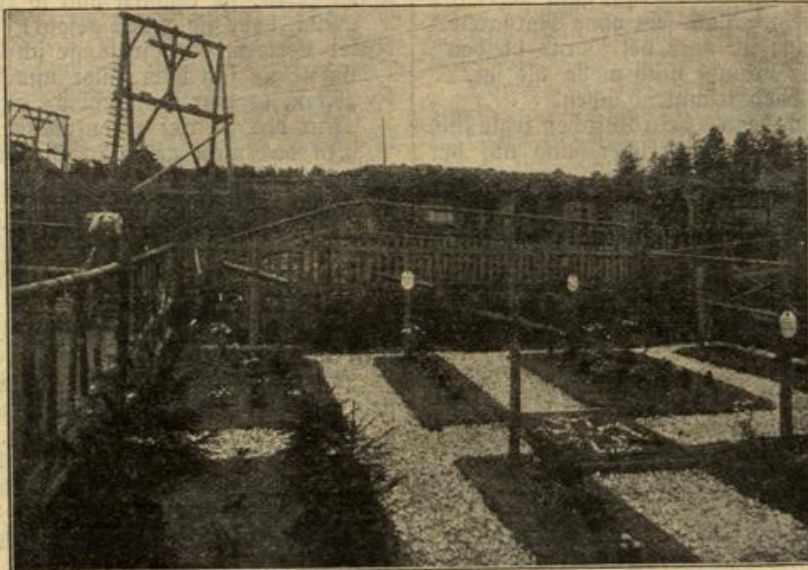
„Wie mühte es doch schön sein, auch in die Sommerfrische zu reisen!“ hatte das junge Mädchen schon manchmal gedacht, wenn sie die steilen, alten Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg; dasselbe sagte sie soeben zu ihrer Mutter heute abend. „Revisors reisen morgen nach Oberdorf, das ganz in den Alpen ist. Mutterle, o wie muß es dort sein! Und weißt du, Mutter, ich glaube, der

Älteste wird sich dort verloben, das kommt ja so oft vor, man in die Sommerfrische verreist! — Ich weiß, sie haben lange den reichen Kaufmann Stolz im Sinn für ihre Tochter.

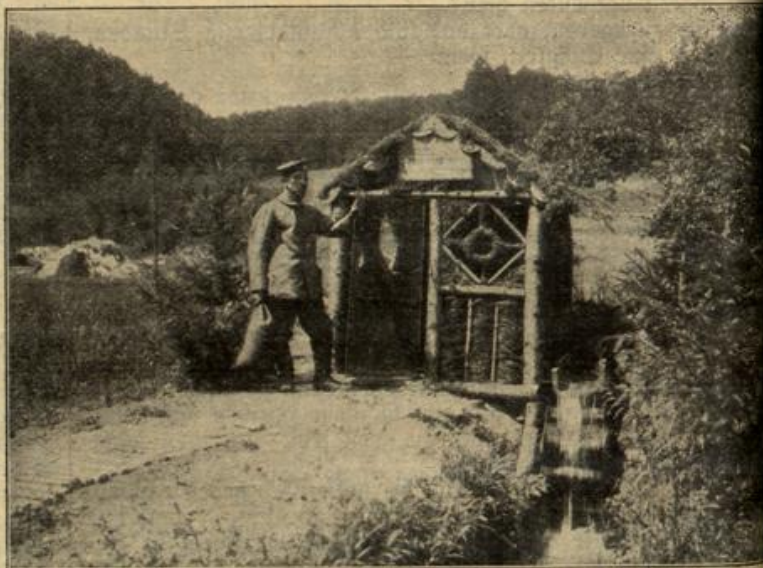
Er reist nämlich auch mit seinen Eltern nach Oberdorf, durch mich haben es Revisors erfahren, wer weiß, ob nicht bloß deshalb auch nach Oberdorf gehen. Wir sehen, Mutter, bis Weihnachten muß ich für Fräulein Hedwig das Brautkleid machen — mein erstes Brautkleid. Ach, wird das eine Freude sein! Die Frau Revisors schon gefragt, ob ich in den ersten Wochen vom September zu ihnen kommen könnte. Fräulein Hedwig kommt gewiß als Braut zurück!“

„Ach, die haben es nicht in die Sommerfrische reisen können!“ seufzte Mutter. „Du könntest es dir wohl eher brauchen, die Luft und die Ruhe und die Freude, als manche andere. Ich habe mir immer eine Sorge

es deiner Gesundheit nicht am Ende schadet, das ewige Nüchtern. Ja, wenn dein Vater nicht so früh gestorben wäre, dann brauchst du dich in deiner Jugend nicht so abzuqualen, armes Kind! Ich hätte dann anderes im Sinn für unser einziges Kind, dein Vater

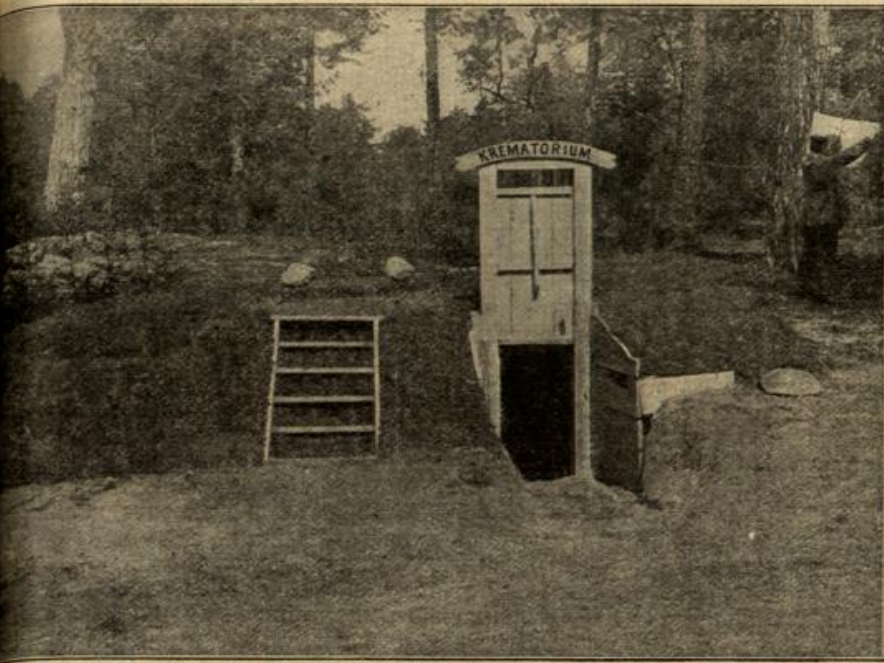


Baderstätte Gefallener, angelegt von ihren Kameraden. Im Hintergrund die Drahtseilbahn.



Deutsche Kriegsbilder aus den Vogesen.

Eine Kaffeemühle mit Wasserbetrieb zum Mahlen des Kaffeebedarfs an Kaffee.



„Villa Lausitania“, unterirdische Angezeierversichtungs-Anstalt und Desinfektionsanlage in einer Waldstadt in Russisch-Polen.



Vizeadmiral Merten,

... des osmanischen Großen Haupt-
... und deutscher Befehlshaber an den
... Dardanellen.

nur arbeitet und schafft, damit ihre Mutter es in ihren
Tagen leichter hat! Aber wenn ich nicht mehr da bin,
armes Kind, was dann?

Dann habe ich den lieben Gott, Mutter!

Ja, mein Kind,“ sagte die Mutter weich und legte wie seg-
die Hand auf den blonden Mädchenkopf, „dann hast du den
Gott, der wird für dich sorgen!“

Mariechen stand mit der Sonne auf und half der Mutter die
Wohnung in Ordnung bringen und dann setzten sich die
stolz in die Straßenbahn. „Westbahnhof!“ sagte jedesmal

„Aber Mutterle, wie schwät-
zeit du nur heut' abend?
Hab' ich's denn nicht gut im
Leben?! Habe ich doch dich,
sind wir nicht glücklich und
zufrieden in unserem lieben
kleinen Heim? Haben wir
nicht jeden Sonntag für uns
— vormittags in der Kirche
und nachmittags auf dem schö-
nen Spaziergang! Und gehen
wir nicht morgen schon in
unsere ‚Sommerfrische‘? Was
macht's aus, daß unsre Som-
merfrische nur der Stuttgar-
ter Hasenberg ist? Der Wald
dort oben ist grad so schön
wie anderswo und die Sonne
scheint so warm und schön, der
Himmel ist so blau und die
Luft so rein wie sonstwo...“

„Aber einen Bräutigam
wirßt du droben auf dem Ha-
senberg nicht finden, Marie-
chen!“ sagte wehmütig die
Mutter.

„Ich will doch schon längst
keinen!“ lachte Mariechen,
„bin ich doch fünfundzwanzig
Jahre alt, ein Vierteljahrhun-
dert! Ich will ja bloß bei dir
bleiben, das weißt du ja, Mut-
ter, ich hab' ja dich!“

„Ja, du bist mein gutes
Kind,“ sagte die Mutter, „das
nie an sich selbst denkt und

Mariechen mit einer besonderen feierlichen Be-
tonung, gerade als wollte sie sagen, „ein Billett
nach Oberstdorf!“ Und sie musterte noch einmal
alle die sieben Sachen, welche in dem Proviant-
korb Platz hatten: Brot und Butter, hartge-
tene Eier, Kettich und Wurst. Ja, man brauchte
vieles für einen ganzen langen Tag! Welchen
Appetit bekam man doch in der herrlichen Wald-
luft — zehnmal besser schmeckte dort das ein-
fachste Essen als all die feinen Sachen, die Ma-
riechen manchmal bei ihren Kunden bekam.

Manchmal
trafen sie auf
dem Hasen-
berg Bekann-
te; Mariechen
schloß sich so-
dann den an-
dern Mädchen
an und mach-
te mit ihnen
längere Spa-
ziergänge,
während sich
die Mutter in
einer Hänge-
matte ausruh-
te, welche sie
geliebt be-



Dr. Franz Böhm,

badischer Kultusminister 1. (Mit Teget.)

kommen hatten von ihrer Haus-
frau. Mariechen blühte förmlich
auf in der frischen Waldbluft, ihre
Wangen färbten und rundeten
sich schon in der ersten Woche.

Als Mutter und Tochter eines
Nachmittags ihren Kaffee auf der Terrasse im Jägerhaus tranken,
kam ein fremder Herr an ihrem Tisch vorbei. Sie wußten nicht,
daß er von der Ede aus die blonden Zöpfe des jungen Mäd-
chens mit einem gewissen Interesse gemustert hatte. Dann



Ein Granat-„Splinter“:

Innenansicht eines Sprengstücks einer 38-cm-Granate, die wahrscheinlich von einem
englischen Schiffsgeschütz abgeschossen wurde. Dieser Granatsplinter wiegt 210 Pfund.

erhob er sich und schritt ab sichtlich an dem Tisch vorbei, Mutter und Tochter ansehend. Jetzt stuzte er einen Augenblick, aber schon lächelte er höflich den Gut.

"Frau Zeller aus D... , wenn ich mich nicht täusche?" sagte er dann höflich.

"Ach, Herr Bachmann!" riefen die beiden zu gleicher Zeit in größtem Erstaunen, "ja, was tun Sie denn in Stuttgart?"

"Ich habe eine Anstellung als Lehrer bekommen und benütze die Gelegenheit, mir Stuttgart anzusehen. Und was tun Sie hier in Stuttgart, wenn ich fragen darf?" erkundigte sich der junge Mann.

"Ach, wir wohnen ja schon seit sechs Jahren hier," erwiderte die Mutter, "seitdem das Unglück über uns gekommen ist, als mein Mann starb und dann das Geschäft leider Bankrott machte. Ja, Herr Bachmann, es war eine harte, schreckliche Zeit für uns; aber wenn man eine so mutige Tochter hat, wie Mariechen ist, dann braucht man nicht zu verzweifeln!"

"Sie sind damals ganz spurlos aus unserem Städtchen verschwunden, Frau Zeller, man hat nicht einmal gewußt, wohin — zu Verwandten auf dem Lande, hieß es. Ich habe öfters versucht, Sie ausfindig zu machen, aber vergebens!"

"Ach, Herr Bachmann," fuhr die Mutter fort, "wir waren damals so im Unglück drin, und da dachten wir, in Stuttgart, in einer Großstadt, könnten wir am ehesten unbemerkt weiterleben. Wir waren ja über Nacht arme Leute geworden, und es wäre uns peinlich gewesen, in so ganz anderen Verhältnissen in D... wohnen zu bleiben. Meine Tochter ist jetzt Näherin; sie verdient sich ein ganz hübsches Geld; sie hilft mir die Miete zahlen und so manches andere; — ja, Herr Bachmann, wir sind jetzt eben arm."

Die alte Frau sagte alles ungeheuchelt und offen in dem Bewußtsein, daß sie sich vor niemand ihrer Armut wegen zu schämen brauchte. Die Hauptsache war, daß sich Mutter und Tochter ehrlich und redlich durchgeschlagen hatten und keinem Menschen einen Pfennig schuldeten.

Herr Bachmann hatte sich zu ihnen an den Tisch gesetzt und auch sich Kaffee bestellt. So plauderten sie, bis es Abend wurde, und der junge Mann bot sich an, sie nach Hause zu begleiten.

"Ob sie morgen wohl wieder in den Wald kämen?" fragte er, als sie später Abschied nahmen.

"O ja, das ist ja unsere Sommerfrische, Herr Bachmann," lautete die muntere Antwort; "wir können es ja nie mehr erschwingen, wie früher im Sommer zu verreisen, aber dafür erlauben wir uns diese Erholung täglich, bei schönem Wetter hier heraufzufahren und den Tag in dem Wald zuzubringen."

Und Herr Bachmann kam auch getreulich in der folgenden Zeit jeden Tag auf den Hasenberg, so gegen Mittag, wenn er seinen Gang durch die Stadt beendet hatte; sie trafen sich dann im Jägerhaus auf der Terrasse und speisten zusammen.

Eines Nachmittags, da die Mutter in der Hängematte ruhen mußte, machten Mariechen und Herr Bachmann einen schönen Spaziergang; sie waren fast bis zum "Schatten" gewandert, aber dann hatten sie jäh umgekehrt.

Es war freilich zu entschuldigen, daß sie so weit fortgewandert waren: Herr Bachmann hatte so viel von seiner neuen Stellung erzählt und von der Dienstwohnung, die er jetzt hatte; schließlich fügte er an: "Und nun ist's so weit, daß ich heiraten kann!"

"Ach ja — natürlich, Sie wollen heiraten, Herr Bachmann!" Ganz sonderbar klang Mariens Stimme.

"Ja, das hoffe ich bald zu tun, Fräulein Marie," erwiderte er. "Das Haus muß doch eine Hausfrau haben, und ich denke mir's so schön, wenn dann meine Frau und ich darin sind und bei uns die liebe, sorgende Mutter, die unser Glück bewacht. Nur kommt's noch darauf an, ob das liebe Mädchen mich haben will!" — fügte er an.

"Ach, das wissen Sie noch nicht einmal?" fragte Mariechen. "Sie sind also noch gar nicht verlobt?" dabei lachte sie kurz, fast gezwungen, als stecke ihr etwas in der Kehle.

"Nein," sagte er und wurde ernst, "ich habe sie noch nicht gefragt, ob sie mit mir ziehen will, es ist ja ein ganz kleiner Ort und eine bescheidene Anfangsstellung." Und jetzt machte er halt und faßte die Hände des jungen Mädchens. "Fräulein Marie, lassen Sie mich nur offen fragen, möchten Sie — wollen Sie nicht meine Frau werden?"

Mariechen war ganz überrascht; dann aber war es, als ob ihr für einen Augenblick schwindelte — vor Glück. Im nächsten Moment aber hatte sie sich wieder gefaßt und sprach ruhig und ernst: "Sie sind sehr gütig — aber wie sollte ich nur die Mutter verlassen? Nein — ich danke Ihnen tausendfach; aber das kann ich nicht, ich muß bei der Mutter bleiben."

"Aber ich habe das doch vorher gesagt, wo ich von der Mutter sprach, da hab' ich doch deine Mutter gemeint. Ich habe ja nie meine Mutter genannt, sie starb, als sie mir das Leben gab; laß

mich doch jetzt endlich mit dir, der Braut, auch eine liebe Mutter bekommen!"

Und so waren sie selig wieder zurückgewandert zur Mutter. Die Mutter aber hatte sich nicht sehr geängstigt über das laß sie Begleichen der beiden; sie hatte es ja kommen sehen. Und hatte im stillen die Hände gefaltet und dem lieben Gott gedankt um ihres Kindes Glück.

Es war ein gar glücklicher Heimweg — vom Hasenberg zum engen Gäßlein der Altstadt; diesmal mußte Herr Bachmann hinauf in die niedrigen Stübchen und die Mutter holte aus Keller die Flasche guten Weins von ihrer letzten Krankheit. Die wurde jetzt zur Verlobung geöffnet. Und dann saßen glücklich beisammen; der Mond aber guckte zum Fenster und übergieß drei frohe Menschengesichter mit seinen Strahlen.

Als die Frau Revisor im September heimkam, stellte heraus, daß es doch noch Zeit hatte mit dem Brautkleid für Hedwig. Andererseits mußte Mariechen bedauern, daß sie im September doch nicht zum Nähen kommen konnte. "Sie keine Zeit," sagte sie halb verschämt-glücklich, "da sie eine Brautaussteuer bis Ende Oktober zu machen habe, und das Kleid sei noch nicht einmal angefangen. Mein erstes Brautkleid das ich zu nähen habe!" flüsterte sie vor sich hin.

"Ja für wen denn, Fräulein Marie, doch nicht für die des reichen Kaufmanns Stolz?" fragte die Frau Revisor. "Ich ja in Oberstdorf verlobt mit einem sehr reichen Mädchen die jungen Herren sehen heutzutage mehr auf Geld als auf Familie..."

"Nein, Frau Revisor, es ist meine eigene Aussteuer!" Mariechen, und wurde ganz rot vor Glück.

"Ja was! Sind Sie verlobt?"

"Ja, Frau Revisor, ich habe mich in der Sommerfrische verlobt!" ganz stolz vor Freude sprach sie das.

Fräulein Hedwig aber riß Mund und Augen auf. "Sommerfrische!" rief sie. "Ja wo waren Sie denn, Fräulein Marie?"

"Auf dem Hasenberg, Fräulein Hedwig, dort oben im Wald hab' ich mich verlobt!"

Surusreisen auf hoher See.

Von Alfred Mello-Dresden. (Nachdruck von...)

Vor mehreren hundert Jahren galten Seereisen als gefährlich. Nur Männer mit unerschrockenem Wagemut gingen auf das Meer hinaus, um entweder fremde Länder zu entdecken oder Waren nach anderen Küstengebieten zu befördern. Handelsfahrzeuge zur damaligen Zeit konnten nur schwer Wind und Wetter standhalten. So manches dieser Schiffe mit der gesamten Ladung und Besatzung durch einen heftigen Sturm untergegangen. Die heutige Schifffahrt kennt die Gefahren nicht mehr in dem gleichen Maße. Die Entwicklung der Schifffahrt hat viele Schutzmaßregeln erfunden, um den Gefahren des Meeres Trotz zu bieten. Noch vor fünfzig Jahren galt eine Reise nach Amerika als ein Ereignis. Heute verkehren von Hamburg und Bremen wöchentlich mehrere Dampferlinien nach New York, alle großen Hafenplätze unterhalten Schifffahrtslinien mit allen überseeischen Küstengebieten, und Handels- und Kriegsdampfer durchkreuzen das Weltmeer wie die Eisenbahnen das feste Land. Es ist in unserer Zeit etwas ganz Selbstverständliches, daß man mal "drüben" gewesen ist überm großen Teich. Die Postverbindungen werden durch diese Dampferlinien so zuverlässig erledigt, und jeder Warentransport wird hier so gut an Ort und Stelle gebracht wie durch unsere Güterzüge. Die deutsche Handelsflotte nimmt nächst der englischen den zweiten Platz ein. Aber auch unsere Passagierdampfer sind getrost mit den englischen Linien konkurrieren. Die Hamburg-Amerika-Linie, von jeher als erstklassige Passagierverbindung mit Nordamerika bekannt, hat eine so vornehm ausgestattete Dampferflotte, daß man diese Überseeereisen als eine Erholung betrachten muß. Da nun aber die Fahrt auf dem Meere den Vorzug hat, die Nerven durch die frische, salzhaltige Luft zu kräftigen, so können Seereisen gleichzeitig auch der gesamten Organismus des Körpers neu beleben und stärken.

Die Luft auf dem Meere ist frei von jeglichem Staub und Bazillen. Auf einer längeren Seefahrt muß der Körper sich umgewöhnen, denn ihn umgibt nichts wie reine, frische Luft, die ungehindert allen Räumen des Schiffes zugeführt werden kann. Vermögende Leute unternehmen daher eine Seereise zum Zweck, ihre Nerven zu kräftigen und ihre Tage in der herrlichen Ruhe und bei vortrefflicher Verpflegung zu verbringen. Die Hamburg-Amerika-Linie hat diesen Umständen Rechnung getragen und besitzt einen neuen Dampfer, der beim Bull

erbaut wurde, der so komfortabel und so nach den neuesten Eigenschaften der Hygiene eingerichtet ist, daß hiermit der Weg zu Luxusreisen auf hoher See gegeben ist. Der neue Dampfer führt mit Recht den stolzen Namen „Imperator“. Ein Riesenschiff und in seinen Dimensionen von keinem anderen Dampfer übertroffen. Die Länge beträgt 268 m, die Breite 29,9 m und die Tiefe 19,2 m. Um sich einen richtigen Begriff von der Länge dieses Ozeanriesen zu machen, muß man ihn mit anderen gewaltigen Bauwerke vergleichen. Das Schiff ist in seiner Länge um 112 m die imposant emporstrebenden des Kölner Domes. Will man aber ein Bauwerk errichten, dieser Dampferlänge gleichkommt, so muß man nicht weniger vierstöckige Häuser, jedes 22—23 m lang, aufeinandersetzen. Der Rauminhalt dieses Riesenschiffes beträgt 50 000 Brutto-Tonnen, doppelt so viel als der des größten zurzeit in Fahrt befindlichen Schiffes der Hamburg-Amerika-Linie, des Dampfers „Auguste Victoria“. Manche Passagiere, die noch nicht sind, haben durch die Seekrankheit anfangs zu leiden. „Imperator“ besitzt auch eine zeitgemäße Neuerung. Beschäftigung entsteht die Seekrankheit durch die Bewegungen des Schiffes während der Fahrt. Durch das sogenannte Schlingern, Schiffsrollen oder Schlingern zu befehen, wurde schon jahrelang angestrebt. Je stärker der Seegang, um so stärker natürlich auch die rollende Bewegung des Schiffes, die bei so manchen Reisenden Brechreiz und Unwohlsein zur Folge hat und dem Namen Seekrankheit bezeichnet wird. Dem Direktor der Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg, namens Herr Frhm, ist es nun gelungen, einen sogenannten „Schlingerring“ zu konstruieren, der das Schlingern oder Rollen des Schiffes aufhebt und damit wesentlich zur Vermeidung der Seekrankheit beiträgt. Dieser Schlingerring ist ein mit Wasser gefüllter, drehbarer Behälter, der in das Schiff mit eingebaut ist. Versuche mit dem Frhm'schen Tank haben ergeben, daß stark schlingende Schiffe eine fast gänzlich ruhige Fahrt erreichen hatten. Die Schaufelbewegungen des Dampfers sind also durch den Tank gehemmt, das Schiff hat in seinem Bau eine Widerstandskraft erhalten, die hier ausgleichend mindestens abdämpfend wirkt. Für Kriegsschiffe dürfte derartige Schlingerringe noch die besondere Bedeutung haben, eine Anwendung ein ruhiges Verhalten des Schiffes während des Schiffsfeuers ermöglicht. Der Einbau dieses Schlingerrings, über von allen Reisenden als eine schätzenswerte Annehmlichkeit empfunden wird, muß die Behaglichkeit auf diesem Dampfer noch erhöhen.

Nun auch bei jedem neuen Dampferbau der Hamburg-Amerika-Linie für allen nur möglichen Komfort gesorgt wurde, der „Imperator“ einem Riesen-Palasthotel zu vergleichen, dessen Inneneinrichtung alles berücksichtigt wurde, was außer wahrhaft fürstlichen Pracht auch die Hygiene an Bord bedingt. Die Promenaden für jede Passagierklasse gleichen Strandpromenaden, die aber noch den Vorteil hat, durch abbbare Glasfenster gegen Regen und Zugwind geschützt zu sein. Wenn man zweieinhalbmal um das Deck des Dampfers geht, so hat man mehr als einen Kilometer Wegstrecke abgelegt. Auf den Promenaden verammelt man sich zu Kurpromenaden. Man hört den lustigen Weisen der Bordkapelle zu, oder es werden Vorträge von der Jugend arrangiert, und andere sich die Zeit mit Lesen und Plaudern vertreiben. Für vielen Zuspruch finden auf dem „Imperator“ die hierhin eingerichteten Kaffeeluben. Sie sind mit eleganten Möbeln ausgestattet. Reizende Nischen unter Palmen laden zum Ausruhen ein, und abends verwandelt sich der gesamte Salon in einen eleganten Tanzsalon. Da lassen sich dann die Herren von Neuport, angetan mit kostbaren Gewändern, von Landsleuten oder Jung-Deutschland zum Walzer bitten, während die Turbinen die Meereswogen zerteilen und das Schiff seinem Ziele entgegenführen, erfreut man sich an genau so wie im Ballsaal an Musik und Tanz.

Die Treppenhäuser im Schiffsinnern sind wie in einem ersten Hotel mit vornehmstem Geschmack ausgestattet. Wer tritt, glaubt in einem Märchenschloß zu wandeln. Alle sind mit Linoleum belegt. Lautlos geht der Fuß über Teppiche, und jedes Deck ist durch Fahrstühle mit dem Schiff verbunden. Die Schiffskabinen selbst werden Muster an behaglicher Eleganz. Die Rauchsalons und die Speisesäle sind fürstlicher Pracht ausgestattet. Man hat aber alle diese nicht nur prunkvoll ausgestattet, sondern auch mit wahrhaftem, künstlerischem Schmuck versehen. Gemälde erster Hand erfreuen unser Auge, farbenschöne Wandbelleidungen, Beleuchtungen, Blattpflanzen, Palmen und Blumen sind die Räume verteilt. Hier sind Farben- und Innendekorationskünstler am Werk gewesen, etwas einzig Schönes zu schaffen.

Die Kabinen der ersten Klasse sind wie vornehme Wohn- und Schlafräume an Land eingerichtet. Selbst das Telefon fehlt nicht, um etwaige Wünsche an das Personal zu vermitteln. Ein reizendes Plätzchen zum behaglichen Genießen bildet der Wintergarten mit seinen tropischen Pflanzengruppen und Springbrunnen. Man könnte fast glauben, im Süden an der Riviera zu weilen; denn aus dem Gebüsch ertönt der Sang der Nachtigallen, die hier auch in Käfigen die Reise über den Ozean mitmachen. Wer seinem Körper gymnastische Erholung angedeihen lassen will, begibt sich in den Turnsaal oder kräftigt sich an den sogenannten Zanderapparaten. Auf Wunsch erscheint aber auch zur bestimmten Stunde der Masseur oder die Dame für Maniküre.

Die neueste Errungenschaft auf hygienischem Gebiete besitzt der „Imperator“ in seinem Schwimmbassin im pompejanischen Stil. Man kann also während der Ozeanfahrt ein Seebad nehmen. Die Benutzung dieser Seebäder ist den Passagieren kostenlos gestattet. Durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung wird verhindert, daß bei hohem Seegang das Wasser im Bassin die Innenräume überfluten kann. Dieses Seebad ist luxuriös ausgestattet und besitzt anschließend daran medizinische Bäder und Massageräume.

Trinkwasser wird an Bord für die Passagiere in Wassertanks von vielen hundert Kubikmeter Rauminhalt mitgeführt. Für Krankheitsfälle an Bord sind auch alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Mehrere Ärzte und Heilgehilfen und Krankenpflegerinnen sind auf jeder Fahrt anwesend. Dann sind eine Schiffsapothek, Verbandszimmer und mehrere Hospitalräume vorhanden. So könnten selbst bei Unglücksfällen schwierige Operationen während der Fahrt vorgenommen werden. Diese Räume befinden sich in der Mitte des Schiffes; wodurch für größte Ruhe während des Schiffsgangs gesorgt ist.

Im Küchenhaushalt des Dampfers wird zum Betriebe von Wasch- und Kuchmaschinen die Elektrizität verwendet. Auch Eierkocher, Kaffee- und Teemaschinen werden durch Elektrizität erwärmt.

Eine ebenfalls sehr beachtenswerte Neuerung bietet der „Imperator“ durch seine bisher noch nirgends eingeführten Ventilationsanlagen. Die über Deck hinausragenden gewaltigen Ventilationsröhren sind verschwunden. Sie werden durch künstliche Ventilation ersetzt, durch Anwendung von elektrisch betriebenen Zentrifugalventilatoren, die Hunderte von Kubikmetern frischer Luft in alle Räume des Schiffes bringen. So ist die Fahrt mit dem „Imperator“ eine Luxusreise zur See, wie man sie vornehmer nicht finden kann. 50 Millionen Mark kostet dieses schwimmende Riesen-Palasthotel, das 5000 Menschen in seinen Räumen gastliche Unterkunft bieten kann. Die deutschen Ozeandampfer sind in bezug auf Sicherheit der Fahrt und Eleganz den englischen Dampferlinien vollständig ebenbürtig. Die Amerikaner bevorzugen hauptsächlich die deutschen Linien. Die vermögenden Multimillionäre werden sich auf dem „Imperator“ besonders heimisch fühlen, weil sie hier die gleiche Pracht umgibt wie in ihren fürstlich ausgestatteten Wohnräumen. Möge dem gewaltigen Schiffsriesen, auf den die deutsche Nation stolz sein kann, stets eine glückliche Fahrt beschieden sein.

Zeitvertreib

Ein Versuch über Gedankenbewegung.

Man verschaft sich eine kleine Glasplatte, die etwas größer ist als die Hand. Sodann nimmt man drei Billardkugeln und legt die Glas-

platte darauf. Hat man keine Billardkugeln, so genügen schließlich drei große „Nutmehle“, die jedoch glatt sein müssen. Glasplatte und Kugeln stellt man auf einen glattpolierten Tisch, auf den man einen Bogen Schreibpapier gebreitet hat. Dann befestigt man noch durch Anklitten an einer Ecke der Glasplatte oder auch an einer ihrer Längsseiten einen Bleistift, dessen Spitze das Papier berührt. Nachdem diese einfachen Vorbereitungen getroffen sind, laden wir einen unserer Freunde ein, auf einem Stuhl Platz zu nehmen und seine Hand auf die Glasplatte zu legen. Dann hängen wir vor ihm eine Pendeluhr auf, so daß er das Hin- und Hergehen des Pendels gut erblicken kann. Statt der Pendeluhr können wir auch ein „Metronom“ nehmen, also eines jener



Instrumente, wie sie zur Angabe des Tactes in der Musik benutzt werden. Jetzt soll unser Freund ruhig und unbeweglich bleiben und das Auge auf das hin und her gehende Pendel beziehungsweise den Zeiger des Metronoms gerichtet halten. Er darf aber um Himmels willen dabei mit der Hand keine Bewegung machen. Wir andern stehen herum und warten geduldig, wie lange er das aushält. Sehr lange brauchen wir da nicht zu warten, denn gar bald wird seine Hand im Takte des Pendelschlages hin und her gehen, und der Schreibstift wird diese Bewegungen in Form einer Ritzadlinie auf dem Papier aufzeichnen. Ob er will oder nicht — er muß! Warum er muß, ist ein psychologischer Vorgang, den wir als die „Bewegung des Gedankens“ bezeichnen können. Bekanntlich werden unsere willkürlichen Bewegungen durch Übertragung der Gedanken mit Hilfe der sogenannten „motorischen“ Nerven ausgelöst. Wir lassen den Gedanken, der Nerv überträgt ihn, der Muskel führt die Bewegung aus. Bei unserem Versuche werden durch das hin- und hergehende Pendel die Gedanken in eine bestimmte Richtung gelenkt. Sie werden gewissermaßen nach dem Tactschlage angeordnet. Diese Gedanken bestehen aber darin, daß unser Freund eben denkt, er müsse nun die Hand ganz ruhig halten. — Nach einiger Zeit denkt er dies taktmäßig. Bald aber verkehrt sich durch psychologische Einflüsse der Gedanke ins Gegenteil.



Hinter der deutschen Kampffront bei Arras: Gefangene farbige und weiße Engländer.

Unsere Bilder

Dr. Franz Böhm, badischer Kultusminister, starb in Karlsruhe im Alter von 54 Jahren. Der Verstorbene stammte aus Mannheim, studierte in Heidelberg und Berlin, war nach seinem Eintritt in den badischen Staatsdienst als Richter und Staatsanwalt in verschiedenen badischen Städten tätig und wurde 1899 in das Ministerium für Kultus und Unterricht berufen, dem er seit 1911 als Minister vorstand. Als solcher förderte er besonders das Fortbildungsschulwesen, die badischen Universitäten und die Karlsruher Hochschule.

Allerlei

Stimmt's? „Herr Zugführer, habe ich noch Zeit genug, um mich von meiner Frau zu verabschieden?“ — „Ja, mein Herr, so ohne weiteres kann ich das nicht sagen, da muß ich doch erst wissen, wie lange Sie schon verheiratet sind.“

Moses Mendelssohn war bekanntlich zuerst Hauslehrer und dann Buchhalter bei dem reichen Seidenfabrikanten Bernhard. Als dieser starb, nahm dessen Witwe den Philosophen als Kompanion für ihr Geschäft an. Eines Tages, als Mendelssohn mit seinem Freund Lessing über die Straße ging, hörten die Freunde, wie zwei Damen von Mendelssohn sprachen. „Sehen Sie, lieber Mendelssohn“, sagte Lessing scherzend, „Sie haben mit Ihrer Literatur selbst bei den Damen Glück.“ — „O nein“, entgegnete Mendelssohn bescheiden, „die Damen unterhalten sich über die neuen Modenvorlieben, welche ich soeben verschickt habe.“

Als Karl II. von England nach der verlorenen Schlacht von Worcester floh, kam er auch in die kleine Stadt Bradmish (Devonshire), die ihn höchst loyal aufnahm. Als Karl neun Jahre später zurückkehrte, bat die Stadt um seinen abermaligen Besuch, den Karl aber ablehnen mußte, dafür aber Rochester, seine rechte Hand, sandte. Diesem kam die Mission sehr ungelogen, und um den Bürgermeister, bei welchem er einen neuen, sehr teuren Rastort bemerkt hatte, zu ärgern, brachte er bei Tafel folgenden Toast aus: „Jeder, der heute seinen Hut auf das Wohl des Königs geschwenkt, werfe ihn jetzt ins Kaminsfeuer!“ Ruhig und ohne Befinnen geschah dies alles; auch der teure Rastort des Bürgermeisters wurde von den Flammen verzehrt. Der Bürgermeister, der an diesem Tage an Zahnschmerzen litt, erhob sich bald darauf und sprach: „Wenn wir vorhin durch unser gemeinsames Gutopfer symbolisch andeuteten, daß wir unser Gut für unsern König gern opfern, so laßt uns jetzt beweisen, daß wir auch mit Fleisch und Blut für ihn einstehen und jeden Schmerz für ihn erdulden. Zu diesem Zwecke schlage ich vor, daß jeder von uns, bevor er seinen Becher

leert, einen Zahn ziehen läßt!“ Und so geschah es. — „Wie fühlte unsere braven Bürger von Bradmish?“ fragte Karl den zurückgekehrten Rochester. „Eure Loyalität war überwältigend! Wenn ich noch bei ihnen geblieben wäre, hätte ich keinen Zahn im Munde behalten.“

Gemeinnütziges

In den Monaten August und September sind in Wiesbaden überall, wo Biesen an das Wasser grenzen, die Heuschrecken ein ausseter Köder auf Aischen, Forellen, Aitel und Weißfische. Auch die liche...

Honig darf nur in völlig luftdicht schließenden Gefäßen völlig trockenen Orten aufbewahrt werden. Sonst wird er leicht in In Steingutgefäßen aber, die sich nach oben zu verjüngen — Krügen —, darf Honig nicht untergebracht werden, weil er beim starken Rindieren leicht die Gefäße zerprengt.

Zur Aussaat von Pensee, Rhodotis usw. für den Frühlingsflor ist es jetzt die beste Zeit. Man säe recht dünn, damit die Pflanzen, falls Zeit zum Umstopfen mangelt, nicht zu lang werden.

Hornspähne zerfallen sich langsamer als Hornmehl. Die Wirkung tritt deshalb später ein, dauert aber auch um so länger.

Wird Quastiaholz vor dem Kochen 24 Stunden eingeweicht, so ist weniger Kochdauer erforderlich. Unterbleibt dies, so ist eine Stunde lang zu kochen.

Logogriph.
Mit a ein heiteres Wästenland,
Mit i durchströmt's ein Nachbarland.
Julius Fald.

Scharade.
Das Erste gibt uns nährend Brot,
Das andre blüht, weiß, blau, gelb, rot,
Das Ganze prangt zur Sommerzeit
In seinem schönen, blauen Kleid.
Julius Fald.

Schachlösung en:
Nr. 134. 1) D g 4—g 1 etc.
Nr. 135. 1) D h 7—h 1 etc.

Richtige Lösungen:
Nr. 124. Von G. D. Rittmayer in
Nr. 125. Von Unteroffizier Engelhardt
Nr. 126. Von S. Kottschneuter
Nr. 131. Von R. Haunold in Milten-
Nr. 132. Von G. Störjan in Tullingen.
Nr. 133. W. Scham in Berger, Börsen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Homonym's: Keine.
Des Bilderrätsels: Alter Freund und altes Schwert, sind in Ruten Gekleidet.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Belfer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Belfer in Stuttgart.

Auflösung
BAYON
JOHAN
ORDE
ERAT
REH
NIGE
SCHAL
OTHEL
NEHEM

